

Konferenz „100 Jahre seit dem ‚Concilium Sinense‘“ in Rom Ansprachen von Papst Franziskus, Bischof Shen Bin, Kardinal Pietro Parolin und Kardinal Luis Antonio Tagle

Vorbemerkung: Am 21. Mai 2024 fand an der Päpstlichen Universität Urbaniana in Rom die internationale Konferenz „100 Jahre seit dem ‚Concilium Sinense‘: Zwischen Geschichte und Gegenwart“ statt. Veranstalter war die Urbaniana in Zusammenarbeit mit der päpstlichen Nachrichtenagentur *Fides* und der Pastorkommission für China. Von den Ansprachen der viel beachteten Konferenz bringen wir im Wortlaut die im Voraus aufgezeichnete Videobotschaft von Papst Franziskus sowie die Vorträge von Bischof Shen Bin von Shanghai, Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin und Kardinal Tagle, dem Leiter des Dikasteriums für die Evangelisierung. Wir danken der *Agenzia Fides* für die freundliche Erlaubnis, die Texte zu übersetzen und abzdrukken. Zum Hintergrund des Symposiums und den Reaktionen darauf sowie über die Konferenz in Macau zum gleichen Thema siehe die Beiträge in den **Informationen**. Zur Geschichte des „Concilium Sinense“ – das auch als „Bischofssynode von Shanghai“ bezeichnet wird – siehe die **Historischen Notizen**. Red.

Video-Botschaft Seiner Heiligkeit Papst Franziskus



Die Video-Botschaft von Papst Franziskus. Foto: China-Zentrum.

Liebe Brüder und Schwestern,

ich freue mich, anlässlich des Kongresses zur Hundertjahrfeier des „Concilium Sinense“, des ersten und bisher einzi-

gen Konzils der chinesischen katholischen Kirche, das von Mai bis Juni 1924, also vor genau 100 Jahren, in Shanghai stattfand, zu Ihnen sprechen zu können.

Der Titel Ihrer Konferenz lautet: „100 Jahre Concilium Sinense: Zwischen Geschichte und Gegenwart“. Und dieser Jahrestag ist sicherlich aus vielen Gründen ein wertvoller Anlass.

1) Dieses Konzil war in der Tat ein wichtiger Schritt auf dem Weg der katholischen Kirche in dem großen Land China.

Vor 100 Jahren machten die im „Concilium Sinense“ versammelten Väter in Shanghai eine authentische synodale Erfahrung und trafen wichtige Entscheidungen **GE- MEINSAM**.

Der Heilige Geist brachte sie zusammen, ließ Harmonie unter ihnen wachsen, führte sie auf Wege, die sich viele von ihnen nicht hätten vorstellen können, und überwand sogar Ratlosigkeit und Widerstand. So wirkt der Heilige Geist, der die Kirche leitet.

Sie kamen fast alle aus weit entfernten Ländern. Und vor dem Konzil waren viele von ihnen noch nicht bereit, die Leitung ihrer Diözesen Priestern und Bischöfen anzuvertrauen, die in China geboren sind. Auf dem Konzil haben sie sich dann alle auf einen authentischen synodalen Weg begeben und die Bestimmungen unterzeichnet, die neue Wege eröffneten, damit die katholische Kirche in China zunehmend auch ein chinesisches Gesicht bekommen konnte. Sie erkannten, dass dies der richtige Schritt war, denn die Heilsverkündigung Christi kann jede menschliche Gemeinschaft und jeden einzelnen Menschen nur dann erreichen, wenn sie in seiner „Muttersprache“ spricht.

Die Konzilsväter traten in die Fußstapfen großer Missionare wie Pater Matteo Ricci – Li Madou. Sie bewegten sich auf den Spuren, die der Apostel Paulus hinterlassen hatte, als er predigte, dass es notwendig ist, „allen alles zu werden“, um den auferstandenen Christus zu verkünden und zu bezeugen.

2) Einen wichtigen Beitrag zur Förderung und Leitung des „Concilium Sinense“ leistete Erzbischof Celso Costantini, der erste Apostolische Delegierte [Delegat] in China, der auf Beschluss von Papst Pius XI. auch der Organisator und Vorsitzende des Konzils war.

Erzbischof Costantini wandte eine wahrhaft missionarische Sichtweise auf die konkrete Situation an. Und er schätzte die Lehren des Apostolischen Schreibens *Maximum illud* über die Missionen, das 1919 von Papst Benedikt XV. veröffentlicht worden war. In Anlehnung an die prophetischen Impulse dieses Dokuments wiederholte Erzbischof Costantini einfach, dass die Mission der Kirche darin bestehe, zu

„evangelisieren und nicht zu kolonisieren“. Auf dem Konzil von Shanghai hat die Gemeinschaft zwischen dem Heiligen Stuhl und der Kirche in China, auch dank der Arbeit von Erzbischof Celso Costantini, Früchte getragen, die für das gesamte chinesische Volk von Nutzen sind.

3) Das Konzil von Shanghai diene jedoch nicht nur dazu, falsche Ansätze, die in früheren Zeiten vorherrschten, aus dem Weg zu räumen.

Es ging nicht um einen „Strategiewechsel“, sondern darum, Wege zu beschreiten, die dem Wesen der Kirche und ihrer Sendung besser entsprechen. Im Vertrauen auf die Gnade Christi selbst und auf seine Anziehungskraft.

Die Teilnehmer des ersten „Concilium Sinense“ blickten in die Zukunft. Und ihre Zukunft ist unsere Gegenwart.

Der Weg der Kirche durch die Geschichte führte über unvorhergesehene Wege, auch durch Zeiten der Geduld und der Prüfung. Der Herr hat in China den Glauben des Volkes Gottes auf diesem Weg bewahrt. Und der Glaube des Volkes Gottes ist der Kompass gewesen, der den Weg durch diese Zeit, vor und nach dem Konzil von Shanghai, bis heute zeigt hat.

Die chinesischen Katholiken leben in der Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom in der Gegenwart. In dem Kontext, in dem sie leben, bezeugen sie ihren Glauben auch durch Werke der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, und in ihrem Zeugnis leisten sie einen echten Beitrag zur Harmonie des gesellschaftlichen Zusammenlebens, zum Aufbau des gemeinsamen Hauses.

Diejenigen, die Jesus nachfolgen, lieben den Frieden und stehen mit all jenen zusammen, die sich für den Frieden einsetzen, in einer Zeit, in der wir unmenschliche Kräfte am Werk sehen, die scheinbar das Ende der Welt beschleunigen wollen.

4) Die Teilnehmer des Konzils von Shanghai blickten in die Zukunft. Und einige Tage nach Ende des Konzils pilgerten sie zum Heiligtum Unserer Lieben Frau von Sheshan in der Nähe von Shanghai.

Wie die Konzilsväter von Shanghai dürfen auch wir in die Zukunft blicken. Und die Erinnerung an das Konzil von Shanghai kann auch heute der ganzen Kirche neue Wege aufzeigen, die sie mutig beschreiten kann, um das Evangelium in der Gegenwart zu verkünden und zu bezeugen.

Gerade in diesen Tagen, im Monat Mai, der vom Gottesvolk der Jungfrau Maria geweiht ist, pilgern viele unserer chinesischen Brüder und Schwestern zum Heiligtum von Sheshan, um ihre Gebete und Hoffnungen der Fürsprache der Mutter Jesu anzuvertrauen.

In wenigen Tagen, am 24. Mai, dem Fest Maria, Hilfe der Christen, wird die Kirche in aller Welt mit den Brüdern und Schwestern der Kirche in China beten, wie es Papst Benedikt XVI. in seinem Brief an die chinesischen Katholiken gewünscht hat.

Auch ich besteige im Geiste den Hügel in Sheshan, und alle zusammen wollen wir Maria, der Helferin der Christen, unsere Brüder und Schwestern im Glauben in China, das ganze chinesische Volk und unsere ganze arme Welt anvertrauen und sie um ihre Fürsprache bitten, damit der Friede immer und überall siegen möge.

Maria, Hilfe der Christen, Unsere Liebe Frau von Sheshan, bete für uns.

Quelle: *Agenzia Fides* 21.05.2024, www.fides.org/de/news/75004. Deutsche Übersetzung von *Fides*.

Grußwort Seiner Exzellenz Bischof Joseph Shen Bin, Bischof von Shanghai

Verehrte Bischöfe, Brüder und Schwestern im Herrn, Experten und Wissenschaftler!

Als Bischof berührt es mich zutiefst, dass heute geistliche Vertreter der Kirche sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von in- und außerhalb der Kirche, die aus verschiedenen Teilen der Welt kommen und unterschiedliche Sprachen sprechen, hier versammelt sind, um der Shanghaier Bischofssynode vor hundert Jahren zu gedenken, das Vergangene zu betrachten, in die Zukunft zu blicken und gemeinsam im Austausch den Auftrag zu erforschen, den Jesus Christus unserer Zeit gegeben hat. Ich bedanke mich von Herzen bei den Veranstaltern der Konferenz für die Einladung und sorgfältige Vorbereitung. Diese Konferenz, die die Geschichte und Zukunft der Kirche Chinas zum Thema hat, ist meiner Meinung nach von großer Bedeutung. Ich glaube und wünsche mir, dass sie durch unser gemeinsames Bemühen reiche Früchte tragen wird.

In Jesus Christus sind alle Ortskirchen füreinander Leib und Glieder. Im Du bin ich, im Ich bist du. Sie inspirieren sich gegenseitig, gleichen mit den Stärken der einen Schwächen der anderen aus. In der Bibel heißt es, dass wir Christen nur einen Lehrer haben, Christus (Mt 23,10). Wie also können wir die Stimme Christi hören, besonders in unserer Zeit, die so ganz anders ist als alle anderen Zeiten? Ich meine, eines ist sehr wichtig, nämlich zu lernen, anderen zuzuhören. Die ungehörte Stimme Christi wird uns oft durch ein Anderes, durch eine fremde Sprache vermittelt, wie bei der Geburt der Kirche an Pfingsten.

Im September 1922 brach Erzbischof Celso Costantini (1876–1958) von Italien nach China auf, Ende November kam er in China an. Seine Reise nach China war lang und beschwerlich, ganz wie seine darauffolgende Aufgabe, die Inkulturation der chinesischen Kirche voranzutreiben. Heute brauchen wir nur einen Tag, um von Beijing nach Rom zu kommen, und wir brauchen nicht, wie Erzbischof Costantini am Anfang, die Agenda der Inkulturation der Kirche geheim zu halten; in diesem Punkt haben wir längst alle Hindernisse überwunden und einen Konsens erreicht.

Doch wir sollten nicht vergessen, dass der Ausgangspunkt für das, was wir heute erreicht haben, eng mit dem verbunden ist, was Erzbischof Costantini mit dem Mut und der Einsicht eines Propheten, mit außerordentlicher Begabung und Weisheit getan hat, damit das Evangelium Christi in dem großen Land China Wurzeln schlägt und sich an die chinesische Gesellschaft und Kultur anpasst, wobei er sich mit seiner Ansicht gegen die Mehrheitsmeinung in den chinesischen Missionsgebieten durchsetzen musste.

Tatsächlich war es unter den damaligen Umständen nicht zu erwarten, dass das Anliegen, das Erzbischof Costantini voranzubringen hoffte, problemlos vorankommen würde. In den chinesischen Missionsgebieten jener Zeit waren die meisten ausländischen Missionare an den Schutz gewöhnt, den die ausländischen Großmächte, besonders das „Protectorat“ [*baojiaoquan* 保教权], der Kirche boten. Die Kirche Chinas genoss aufgrund der Ungleichen Verträge, die die Qing-Regierung mit den westlichen Großmächten geschlossen hatte, zahlreiche Privilegien, die der Kirche für ihre Entwicklung in China in den Augen mancher Menschen scheinbar viele „Erleichterungen“ brachten. Unter diesen Umständen war ein Verzicht auf diese Privilegien und „Erleichterungen“ gleichbedeutend mit einem Verzicht auf die sichtbare Macht der Kirche in der chinesischen Gesellschaft. Doch genau diesen Punkt beantwortete Erzbischof Costantini mit einem Gegenargument. Seiner Ansicht nach konnte ein Katholizismus, der auf Dauer von ausländischen Missionaren und dem Schutz ausländischer Kräfte abhing und der von den Chinesen als „westliche Lehre“ [*yangjiao* 洋教] bezeichnet wurde, in China mit seiner reichen und langen Kulturtradition nicht weit kommen, und selbst wenn es einige vorübergehende Erfolge gab, entsprachen diese Früchte kaum dem Geist Christi, waren keine Früchte vom Baum des Lebens, dem Evangelium. Deshalb verfolgte Erzbischof Costantini das Ziel der Inkulturation der Kirche mit fester Zuversicht und kraftvollen Schritten. Ohne dies wäre die Shanghaier Bischofssynode nicht zustande gekommen.

Lassen Sie uns kurz auf die Geschichte zurückblicken. Nach dem Opiumkrieg von 1840 mischten sich ausländische Großmächte im Namen der Ungleichen Verträge in Chinas politische, wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Angelegenheiten ein.

Gleichzeitig hatten manche Missionare ein starkes Gefühl europäischer Kulturüberlegenheit und ein zunehmend kolonialistisches Denken. Während sie in den Missionsgebieten missionierten, war dies oft von kulturkolonialistischen Absichten begleitet, sie beanspruchten das Recht, die Kirche zu verwalten, für sich, diskriminierten den einheimischen Klerus und hatten viele tief verwurzelte, hartnäckige Vorurteile gegenüber Chinas traditioneller Kultur, Gesellschaft und Politik. In dem Maße, in dem das Nationalgefühl des chinesischen Volkes anstieg, nahmen die Widersprüche zwischen Kirche und Bevölkerung zu, der Hass der Massen gegenüber dem Katholizismus vertiefte sich,

und es kam immer wieder zu Konflikten und Zwischenfällen.

In diesem Prozess erkannte die Kurie allmählich die Gefahren, die von der engen Verbindung der Kirche mit den westlichen Großmächten und vom „Patronat“ ausgingen. Sie bemühte sich um die Schaffung einer neuen Struktur der Evangelisierung und definierte die Beziehungen der Kirche zu Politik und Kultur der Länder oder Gebiete, in denen sie sich befand, neu. Dieser Geist fand in dem 1845 von Papst Gregor XVI. approbierten und Propaganda Fide verkündeten Dokument „Über den einheimischen Klerus“ und in dem 1919 von Papst Benedikt XVI. verkündeten Apostolischen Schreiben *Maximum illud* seinen Niederschlag.

1922 schickte die Kurie Erzbischof Celso Costantini als Vertreter des Heiligen Stuhls ins ferne China. Dieser bemühte sich, entsprechend dem Geist des Apostolischen Schreibens *Maximum illud* die Inkulturation der chinesischen Kirche voranzutreiben. Die Bischofssynode, die im Mai 1924 in Shanghai abgehalten wurde, ebnete den Weg für die Weihe von sechs chinesischen Bischöfen in Rom zwei Jahre später. Ich möchte an dieser Stelle Ihnen allen mitteilen, dass unter diesen sechs Bischöfen auch Bischof Zhu Kaimin von unserem Bistum Haimen in Jiangsu war. Unser Bistum Haimen profitierte also schon sehr früh von der Shanghaier Bischofssynode.

In der Folgezeit konnte die Shanghaier Bischofssynode aufgrund unterschiedlicher Hindernisse der chinesischen Kirche jedoch keine raschen grundlegenden Änderungen bringen. Was beispielsweise die Ausbildung und den Einsatz des einheimischen chinesischen Klerus betrifft, waren die Zahlen keineswegs beachtlich. Bis zur Gründung der Volksrepublik China hatten nur 29 der 137 Diözesen Chinas einen chinesischen Bischof, von den 20 Erzbischöfen waren nur drei Chinesen. Der chinesische Katholizismus hatte die Kontrolle durch die ausländischen Kräfte noch nicht wirklich abgeschüttelt und war noch nicht zu einer von chinesischen Christen geleiteten Sache geworden, die chinesische Kirche hatte den Hut der „ausländischen Lehre“ noch nicht abnehmen können.

Der Rückblick auf die Geschichte dient dem Ausblick in die Zukunft, um die Richtung zu klären, in die der Geist Gottes die Kirche Chinas in der neuen historischen Zeit führt. Diesbezüglich, so meine ich, gibt es einige Punkte, über die wir gründlich nachdenken sollten.

1. Die Entwicklung der Kirche in China muss dem Evangelium treu sein. Die chinesische Kirche ist ganz und gar eine katholische Ortskirche, sie hält sich an die katholische Glaubenstradition. Während sich die chinesische Kirche nach der Gründung des neuen China im Jahr 1949 unablässig um Anpassung an das neue politische System bemühte, blieb sie gleichzeitig immer dem eigenen katholischen Glauben treu. Die chinesische Regierung führt eine Politik der Freiheit des religiösen Glaubens durch und hat kein

Interesse daran, den katholischen Glauben zu ändern. Sie hofft lediglich, dass Klerus und Gläubige für die Interessen des chinesischen Volkes eintreten und die Kontrolle durch ausländische Kräfte abschütteln. Als die katholischen Kreise ihre patriotische Organisation gründeten, äußerte der damalige Ministerpräsident Zhou Enlai Verständnis dafür, dass die Katholiken in spirituellen Angelegenheiten die Verbindung mit Rom bewahrten. Der damalige Generalsekretär des Staatsrats Xi Zhongxun¹ sagte, die Volksregierung sei keineswegs dagegen, wenn die chinesische Kirche mit dem Vatikan Beziehungen in religiösen Angelegenheiten unterhalte, doch nur unter der Voraussetzung, dass sie dabei nicht gegen die Interessen des chinesischen Volkes verstoße, nicht die Souveränität Chinas beeinträchtige und dass der Vatikan seine feindselige Chinapolitik ändere.

Die 10. Versammlung der Vertreter des Katholizismus, die 2022 stattfand, verabschiedete die „Satzung der Chinesischen katholischen Bischofskonferenz“. In § 4 der „Satzung“ heißt es: „Der Zweck der Bischofskonferenz ist: Auf der Grundlage der Heiligen Schrift und der heiligen Überlieferung gemäß der Tradition der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche und dem Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils den Schatz des Glaubens zu bewahren, mit Hilfe der Gnade des Heiligen Geistes das Evangelium zu verkünden und die heilige Kirche zu verbreiten“;² und in § 8 heißt es: „In der Sache des Glaubens und der Evangelisierung übt die Bischofskonferenz, auf der Grundlage der Aussendung der Apostel durch den Herrn Jesus Christus und der Vollmacht, die der Heilige Geist den Aposteln verliehen hat, den Auftrag des Hirtenamts aus; in der kirchlichen Lehre und den kirchlichen Vorschriften bewahrt sie die Gemeinschaft mit dem Nachfolger Petri, des Oberhauptes der Apostel.“

2. Die Kirche muss bei ihrer Entwicklung in China einen chinesischen Standpunkt einnehmen. In Bezug auf die Regelung der Beziehung zwischen Kirche und Staat, zwischen Religion und Politik müssen wir zu dem zurückkehren, was die Bibel sagt, nämlich „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser

1 Xi Zhongxun 习仲勋 (1913–2002) war der Vater von Xi Jinping, dem heutigen Generalsekretär der KP Chinas.

2 Dieser Satz steht nicht in § 4, sondern in § 3 der Satzung von 2022. Dieser § 3 über den Zweck der Chinesischen Bischofskonferenz geht folgendermaßen weiter: „[...] die Führung der Kommunistischen Partei Chinas zu unterstützen, das sozialistische System zu unterstützen, das Xi Jinping-Denken zum Sozialismus chinesischer Prägung im neuen Zeitalter zu studieren; in politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Angelegenheiten am Prinzip der Unabhängigkeit, Autonomie und Selbstverwaltung festzuhalten, die Souveränität des Staates und das Recht auf Autonomie in kirchlichen Angelegenheiten zu schützen, an der Ausrichtung des Katholizismus unseres Landes auf Sinisierung hin festzuhalten und einen Beitrag zur Wahrung der Einheit des Vaterlandes, des Zusammenschlusses der Nationalitäten, der gesellschaftlichen Harmonie, der Eintracht der Religionen und des Weltfriedens zu leisten.“ Die von Bischof Shen zitierten Passagen finden sich wortgleich bereits seit 2010 in den jeweiligen Fassungen der Satzung der Bischofskonferenz. Eine deutsche Übersetzung der Satzung in der Fassung von 2016 findet sich in *China heute* 2017, Nr. 4, S. 228–233, und unter www.china-zentrum.de, „Dokumente zu Religion und Politik“.

gehört, und Gott, was Gott gehört.“ Die westlichen Missionare scheuten nicht die weite Reise, um nach China zu kommen, doch aus Gewohnheit nahmen sie, absichtlich oder nicht, weiter die westliche Beziehung zwischen Staat und Religion als Maßstab, um die Beziehung zwischen Staat und Kirche in China zu beurteilen, was zu Problemen führte. Besonders nach den Opiumkriegen hatten manche Missionare ein starkes Gefühl europäischer Kulturüberlegenheit, ja sogar die Absicht, Chinas Gesellschaft und Kultur durch das Christentum zu verändern. Dies rief natürlich bei vielen Chinesen Widerstand bis hin zu Abscheu hervor. Unter den Gelehrten-Beamten und der Bevölkerung Chinas jener Zeit entstand eine antichristliche Gedankenströmung, sogar eine gesellschaftlichen Bewegung, die eine breite Kluft zwischen der Kirche Gottes und der Gesellschaft Chinas erzeugte und eine noch größere Verbreitung des Evangeliums der Liebe unter dem chinesischen Volk verhinderte.

3. Die Entwicklung der Kirche in China muss in die gleiche Richtung gehen wie das China der Gegenwart. Heute ist das chinesische Volk dabei, mit der Modernisierung chinesischen Stils das große Wiedererstarken der chinesischen Nation umfassend voranzutreiben. Der chinesische Katholizismus muss in die gleiche Richtung gehen, er muss den Sinisierungsweg der Anpassung an die heutige Gesellschaft und Kultur Chinas gehen. Wir rufen Klerus und Gläubige Chinas dazu auf, das Land und die Kirche zu lieben und die Entwicklung der Kirche eng mit dem Wohlergehen der chinesischen Volksmassen zu verbinden. Papst Franziskus hat oft darauf hingewiesen, dass es sich nicht nur nicht widerspricht, ein guter Christ und ein guter Bürger zu sein, sondern dass dies vielmehr eine der Pflichten [eines Christen] ist. Diesbezüglich hat Erzbischof Costantini auf der Shanghaier Bischofssynode etwas gesagt, das heute noch sehr wichtig ist. Er sagte: „Ein einheimischer Katholik sollte Mitglied der Familie Gottes sein, Volk seines Gottesreiches. Aber er gibt deshalb nicht sein eigenes Vaterland auf, sondern ist immer noch ein Bürger jenes Staates.“ Wir sagen oft, der Glaube kennt keine Staatsgrenzen, aber die Glaubenden haben ihr eigenes Vaterland, ihren Ursprung in der Kultur ihres Vaterlandes.

4. Die Kirche muss sich bei ihrer Entwicklung in China von der vorzüglichen traditionellen Kultur Chinas durchdringen lassen. Vorhaben, die mit der Shanghaier Bischofssynode in Verbindung stehen, aber [damals] nicht umgesetzt werden konnten, oder bereits umgesetzt werden, aber weitergeführt und vollendet werden müssen – zum Beispiel die chinesische Kirche zu ermutigen, [Möglichkeiten] zu erforschen, die katholische Glaubenslehre mittels der traditionellen Kultur Chinas auszudrücken; die Anwendung traditionellen chinesischen Stils bei Kirchengebäuden, kirchlicher Kunst und Musik zu fördern und die Sinisierung der sakralen Kunst voranzutreiben – das alles sind wichtige

Mittel und Wege, mit denen wir heute die Sinisierung des Katholizismus vorantreiben, und das ist auch die Richtung, in die künftig unsere Bemühungen gehen werden.

In die Zukunft blickend wird der chinesische Katholizismus, gemäß dem Ausspruch des Apostels Paulus „Allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall einige zu retten“, durch den Weg der Sinisierung der Kirche, den eine Gruppe von Missionaren um Matteo Ricci eröffnet hat, und indem wir die Impulse der Shanghaier Synode bezüglich des Aufbaus einer inkulturierten Kirche weiterentwickeln und zur vollen Entfaltung bringen, die Kirche Chinas weiter zu einer heiligen und katholischen Kirche aufbauen, die dem heiligen Willen Gottes entspricht, sich von der vorzüglichen traditionellen Kultur Chinas durchdringen lässt und zur Freude der chinesischen Gesellschaft von heute wird.

Danke!

Quelle: *Agenzia Fides* 21.05.2024, www.fides.org/zh/news/75006 梵蒂冈_立足中国_继往开来_开拓福传新局面. Übersetzung aus dem Chinesischen von Katharina Wenzel-Teuber.

Vortrag Seiner Eminenz Kardinal Pietro Parolin, Staatssekretär Seiner Heiligkeit



Links Kardinal Pietro Parolin, rechts Bischof Shen Bin von Shanghai bei der Konferenz in Rom am 21. Mai 2024. Foto: China-Zentrum.

Ich danke dem Dikasterium für die Evangelisierung und der Päpstlichen Universität Urbaniana für die Organisation dieser Konferenz anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Concilium Sinense.

Herzlich begrüße ich alle Anwesenden, insbesondere Seine Exzellenz Bischof Shen Bin: Seine Anwesenheit als Bischof des Bischofssitzes, der Gastgeber des ersten Plenarkonzils der Kirche in China war, verleiht diesem Ereignis eine besondere Bedeutung. Ich heiße auch die Wissenschaftler und Geistlichen willkommen, die aus der Volksrepublik China angereist sind, um sich uns heute anzuschließen.

Auch wenn das Konzil von Shanghai in die rechtliche Kategorie der Partikularkonzilien fällt, so hatte es doch zweifelsohne eine umfassendere kirchliche Bedeutung: Es ist in der Tat allgemein anerkannt, dass die chinesische

Versammlung als Modell für viele andere Missionsländer diente, die sich nach deren Vorbild darauf vorbereiteten, in den folgenden Jahren ihre jeweiligen nationalen Synoden zu feiern. Die Erinnerung an das, was dort geschah, ist auch für die gegenwärtige Kirche von großem Wert, die auf Einladung von Papst Franziskus über die Synodalität als einen besonderen Stil nachdenkt, der das Leben und die Sendung der Gemeinschaft der Gläubigen charakterisiert. Die Tatsache des „Zusammengerufenseins“ – dies ist die etymologische Bedeutung des Begriffs „concilium“ – und das darauf folgende „zusammen auf dem Weg sein“ – gemäß der Bedeutung des griechischen Wortes „synodos“ – zeigen, wie das Volk Gottes in seinen verschiedenen Gliedern dazu berufen ist, Verantwortung zu übernehmen und Protagonist im Leben der Kirche zu sein und dazu beizutragen, ihr Handeln und ihren Stil unter der Leitung des Heiligen Geistes aktiv und frei zu gestalten. Das Echo, das uns in dieser Hinsicht durch historische Zeugnisse vom Konzil von Shanghai erreicht, ist beredt: „Wir ähneln den bescheidenen Arbeitern, die eine Kathedrale bauen“ – bemerkte in diesem Zusammenhang der apostolische Delegat Celso Costantini –, „der Plan wird vom Architekten vorgegeben, aber jeder trägt seinen Mauerstein zum großen Bau bei. Für uns ist der Papst der Architekt. Die Arbeiter gehen, aber die Kathedrale bleibt“ (Celso Costantini, *Con i missionari in Cina (1922–1933). Memorie di fatti e di idee*, 2 Bd., Roma: Unione Missionaria del Clero in Italia 1946, hier Bd. I, XXX). Und in der Tat bleibt das Vermächtnis der in Shanghai abgehaltenen Synode als ein großartiges Werk bestehen, das die Grundregel der katholischen Missionen in China festlegt.

Ich freue mich, zum Abschluss dieser Vormittagssitzung der Konferenz einige Überlegungen anstellen zu können, die sich speziell auf die Gestalt von Celso Costantini – der mir besonders am Herzen liegt – beziehen, der wie kein anderer der Initiator und Förderer des Concilium Sinense war. Seine menschliche Tiefe, seine christliche Stärke und sein historischer Weitblick vermitteln Einsichten, die ich auch heute noch für besonders wertvoll erachte.

Ein erstes Merkmal, das mir bedeutsam erscheint, ist der besondere Kontext, in dem Costantini sein Amt ausübte. Er bewies einen ungewöhnlichen Scharfblick bei der Entschlüsselung der kirchlichen Situation seiner Zeit, indem er sowohl deren positive Aspekte als auch die sie kennzeichnenden Ungleichgewichte hervorhob: Diese hellsichtige Betrachtung der Wirklichkeit sollte sich als entscheidend für die Gestaltung seiner missionarischen und diplomatischen „Strategie“ erweisen und ihn in der Überzeugung bestärken, ein Generalkonzil der Kirche in China zu feiern.

Wie wir wissen, stellte Monsignore Costantini im Zuge des Empfindens, das damals im Schoß der katholischen Kirche heranreifte und dem kurz zuvor das Apostolische Schreiben *Maximum illud* Ausdruck verliehen hatte, ein andauerndes und bereits übermäßiges Vertrauen auf die ausländische Komponente der Mission fest: Dieses Un-

gleichgewicht äußerte sich sowohl in der fast ausschließlichen Anwesenheit ausländischer Kleriker als auch in einer gewissen Vorliebe bestimmter Missionskreise für das von den westlichen Großmächten eingerichtete Patronat und die daraus resultierenden pastoralen Modalitäten. Schon vor seiner Ankunft in China notierte Monsignore Costantini in seinen Memoiren:

Wir verstehen, dass die auswärtigen Missionen anfangs manchmal Schutz benötigen [...], aber wir verstehen nicht, warum diese auswärtigen Missionen einen anhaltend ausländischen und politischen Charakter haben sollten“ (Con i missionari in Cina, Bd. I, VI).

Als er dann in dem großen Land ankam, musste er diese Dynamik und die Tatsache, dass ein solcher Ansatz manchmal Gefahr lief, dem katholischen Apostolat den missionarischen Elan zu entziehen, am eigenen Leibe erfahren. Nach nur einem Monat in China musste Costantini nicht ohne einem Zug von Bedauern feststellen:

Die [christliche] Religion ist aus Palästina in die römische Welt gelangt: Doch unter den vielen Anschuldigungen, die gegen sie erhoben werden, findet sich die einer fremden Religion nicht, oder sie wird nur angedeutet. Wir sind schon seit mehr als drei Jahrhunderten in China. Die gesamte kirchliche Hierarchie ist [immer noch] fremd. [...] Ist das die Kirche, die Christus wollte? ...“ (Con i missionari in Cina, Bd. I, X).

Die Absicht des Apostolischen Delegaten – wie auch die unsere heute – war sicherlich nicht, einen Prozess gegen die Geschichte zu führen. Mit Ausgewogenheit erkannte er das Verdienst vieler ausländischer Missionare an, die im Sinne echter Nächstenliebe und Hingabe das Evangelium nach China gebracht und sich für die soziale Entwicklung dieses Volkes eingesetzt hatten. Er erkannte aber auch an, dass die „menschlichen Hilfen“ der ausländischen Mächte – um den von ihm verwendeten Begriff zu benutzen –, obwohl sie die missionarische Ausbreitung für eine gewisse Zeit geschützt und begünstigt hatten, „auch ein passives moralisches Gewicht für die Ökonomie der Evangelisierung mit sich brachten“ (Con i missionari in Cina, Bd. I, XVII). Aus der Sicht Costantinis wurde so die Dringlichkeit deutlich, vom Konzept der „auswärtigen Missionen“ zu dem der „missionarischen Kirche“ überzugehen, wie er selbst mit seiner ihm eigenen Freimütigkeit feststellte:

Ist es denkbar, dass die katholische Kirche in einem großen Land unter der Kontrolle und dem Schutz einer fremden Nation errichtet wird? Wenn es sich um auswärtige Missionen handelt, ist dies verständlich; aber wenn es sich um die Kirche handelt, ist dies beileibe nicht verständlich. Und wir sind nach China gekommen, nicht so sehr um die auswärtigen Missionen zu organisieren, sondern um die Kirche zu errichten ...“ (Con i missionari in Cina, Bd. I, X).

Diese Überzeugung ging in ihm mit dem Bewusstsein einher, dass sich die katholische Kirche, um die Evangelisierung des Landes wieder in Schwung zu bringen, von den politischen Ereignissen und den kolonialen Interessen befreien sowie außerhalb und über ihnen stehen musste.

Costantinis Analyse des chinesischen katholischen Kontextes – wie auch allgemeiner die Bestimmungen aus *Maximum illud*, die ihn inspirierten – wurde sicherlich nicht von allen geteilt: Wenn wir im Abstand von einem Jahrhundert auch ihre Stichhaltigkeit leicht erkennen können, wurden sie jedoch im Kontext der damaligen Zeit stark kritisiert, was den Apostolischen Delegaten nicht wenige Prüfungen und Leiden kostete. Die Einwände konzentrierten sich zuallererst auf die Wirksamkeit des allgemeinen Ansatzes im Apostolischen Schreiben und stellten in Frage, ob dieser im Hinblick auf die chinesische Kultur und Regierung der damaligen Zeit einschneidend genug war. Nach Ansicht seiner Kritiker habe Costantinis offene Haltung, die sich von den Bestimmungen in *Maximum illud* inspirieren ließ, sogar unangenehme Vorkommnisse legitimiert – wie die Plünderung katholischer Missionen oder selbst die Ermordung von Missionaren –, die in Wirklichkeit allesamt weit außerhalb seiner Verantwortung lagen. Die fremdsprachige Lokalpresse führte eine regelrechte Kampagne gegen ihn: Das *Journal de Shanghai* zum Beispiel oder das Korrespondenzblatt *Journal de Pékin* und selbst das von einigen Missionaren herausgegebene *L’Echo de Chine* gaben zahlreichen Artikeln Raum, in denen die römischen Bestimmungen und Monsignore Costantini im Besonderen in respektloser Weise kritisiert wurden. Auf die Vorwürfe reagierte er stets mit Weitblick:

Mit Maximum illud wird geschehen – so bemerkte er bereits 1926 –, was mit Rerum novarum geschah, das anfangs in bestimmten alten katholischen Kreisen kein Wohlwollen fand. Die alten Kreise verschwanden, und Rerum novarum wurde zur verehrten und unbestrittenen magna carta der christlichen Gesellschaftslehre. In dieser Zeit des Wandels wird es sicherlich Schwierigkeiten geben. Aber der Herr, für den allein wir arbeiten, wird uns helfen (Con i missionari in Cina, Bd. I, LIX).

Um den erwünschten Übergang von den „auswärtigen Missionen“ zur „missionarischen Kirche“ zu fördern, wünschte der Apostolische Delegat vor allem, dass der christliche Glaube in seinen vielfältigen Ausdrucksformen in China authentisch inkulturiert werde, ein Begriff, der der katholischen Tradition lieb und teuer ist, den er zwar nie verwendet hat, der aber seine Gedanken und Absichten gänzlich zum Ausdruck bringt. Er war sich jedoch darüber im Klaren, dass eine solche Entwicklung ohne eine weitere grundlegende Voraussetzung nicht vollendet worden wäre – und an sich auch nicht möglich gewesen wäre: den direkten – das heißt ohne Vermittlung der Mächte – Dialog zwischen dem Heiligen Stuhl und den Autoritäten des Landes. Im Sinne Costantinis konnten die beiden Elemente

nur Hand in Hand gehen als komplementäre Faktoren desselben Prozesses.

Wie wir bereits erwähnt haben, war das erste Merkmal der „Strategie“ des Apostolischen Delegaten das Bemühen, den katholischen Glauben stärker in das Leben der Chinesen einzubetten. Diese Entwicklung wurde in einem weiten Sinne verstanden und umfasste verschiedene Aspekte. Zuvorderst die Notwendigkeit einer echten *plantatio ecclesiae*, die den Katholizismus tief in der chinesischen Gesellschaft verwurzeln würde, auch durch die Förderung eines einheimischen Klerus. Es ging also um eine echte und wirkliche Inkulturation mit dem liturgischen Gebrauch der Landessprache und der Entwicklung autochthoner Ausdrucksformen, um den einzigartigen und unveränderlichen Glauben zu vermitteln. Bemühungen in dieser Richtung sind auf der anderen Seite leicht zu erkennen, wenn man die 861 vom Konzil von Shanghai approbierten Kanones überfliegt, in denen einige dieser Themen sehr häufig wiederkehren. Dieser Ansatz war jedoch in Costantinis Denken auch in der Zeit vor der Versammlung sehr präsent. Er fand zum Beispiel sehr deutliche Worte über die Notwendigkeit, den Katholizismus im lokalen Kontext zu verwurzeln, was er mit einem einfachen, aber aussagekräftigen Bild gut beschrieb: Seiner Meinung nach erweckte das Werk der Evangelisierung in China bis dahin den Eindruck, als habe man einen bereits entwickelten Baum voller Blätter „verpflanzt“, der jedoch nie die Möglichkeit gehabt habe, mit seinen Wurzeln in die Tiefe des Bodens einzudringen; jetzt könne man jedoch gewahr werden, dass es notwendig sei, Samen auszustreuen, die zwar Zeit benötigten, um zu wachsen, aber in der Lage seien, kraftvoll im Boden Wurzeln zu schlagen, einem Bild für das chinesische Volk. Auch die Dringlichkeit, die Arbeit der Indigenisierung des Klerus voranzutreiben, war für ihn klar:

Was immer jemand sagt, der ausländische Missionar ist ein Gast. [...] Und die Kirche muss eingebürgert werden: Sie kann nicht ewig aus Gästen bestehen (Con i missionari in Cina, Bd. I, LXX).

Mit dieser Absicht im Geiste befürwortete er 1926 die Weihe der ersten sechs chinesischen Bischöfe, und mit demselben Ziel gründete er im darauffolgenden Jahr die Kongregation der Jünger des Herrn [Congregatio Discipulorum Domini].

Klar und deutlich gestaltete sich schließlich seine Förderung lokaler künstlerischer und architektonischer Formen, durch die sich die Inkulturation des katholischen Glaubens letztlich konkretisieren konnte. Costantini selbst war ein Liebhaber und Kenner der christlichen Kunst und hatte ein ausgeprägtes persönliches Gespür für dieses Thema. Nach seiner Einschätzung verfügte die chinesische Tradition der bildenden Kunst über beträchtliche Ressourcen, um das christliche Mysterium auszudrücken, indem sie sich wiederum im Verlauf verwandelte und bereicherte:

Es reicht nicht aus, – so bemerkt er in einem Werk, das ganz diesem Thema gewidmet ist – eine chinesische Frau mit einem bescheidenen Gesichtsausdruck zu nehmen und sie in das Gewand der Kaiserin oder der Göttin Guanyin zu kleiden, um aus ihr eine Muttergottes zu machen. Auch reicht es nicht aus, der Dachtraufe einer Residenz oder einer Kirche die für chinesische Dächer typische Aufwärtsbewegung zu verleihen, um chinesische Architektur zu schaffen. Nein, Kunst ist etwas viel Tieferes. Die einheimische Kunst zu christianisieren bedeutet, sie ab intus zu erneuern, ihr insbesondere eine neue Seele zu geben (Celso Costantini, L'arte cristiana nelle missioni. Manuale d'arte per i missionari, Libreria Editrice Vaticana 1940, S. 87).

Das gleiche Gespür bewies er in der heiklen Frage des liturgischen Gebrauchs der chinesischen Sprache: Der Vorschlag, bei der Feier der Sakramente die lokale Sprache anstelle des Lateinischen zu verwenden, war bereits Ende des 13. Jahrhunderts von Giovanni da Montecorvino vorangetrieben und danach auch von den Jesuiten vorgebracht worden, die auf Matteo Ricci im Kaiserreich folgten. In der Person des Apostolischen Delegaten Costantini fand er ebenfalls einen glühenden Verfechter.

Die *plantatio ecclesiae* und die Inkulturation des katholischen Glaubens, wie Costantini sie verstand, konnten jedoch von einer grundlegenden Voraussetzung, oder besser gesagt einer notwendigen und impliziten Bedingung, die das gesamte Gefüge stützte, nicht absehen: der Verbindung mit dem Nachfolger Petri. Es ist kein Zufall, dass die Weihe der ersten chinesischen Bischöfe, die die einheimische apostolische Hierarchie einleiten sollte, in Rom, in der Vatikanbasilika und durch die Hände des Höchsten Pontifex selbst erfolgen sollte. Es war eine Geste von intensiver Schönheit und großer Beredsamkeit: Indem sie damit die Quelle jeglicher Autorität in der Kirche bekundete, machte sie gleichzeitig sichtbar, wie der Papst selbst die Garantie für eine fruchtbare Indigenisierung der Kirche in China und, allgemeiner, für die authentische Inkulturation ihres Glaubens war. Costantini erläuterte dieses Thema während einer Rede in Hankow (Provinz Hubei):

Um zu Ihnen zu kommen, bin ich den herrlichen Blauen Fluss entlang gereist, der von Tibet herabkommt, durch unzählige blühende Städte fließt und sich dann mit dem Meer vereinigt. Das Meer wiederum schickt seine Wolken über die Berge; sie verwandeln sich und kondensieren zu Schnee, der Schnee schmilzt und speist den Fluss. Es ist eine ewige Angelegenheit, es ist ein ständiger Austausch zwischen dem Himmel und der Erde, der dem Leben und der Arbeit des Menschen dient. Hier ist die katholische Religion, die von den Ursprüngen ausgeht und die Jahrhunderte überspannt, mit einem ständigen Austausch zwischen dem Himmel und der Erde, zwischen Gott und der Menschheit. [...] Wie der Fluss zu den Tälern zurückkehrt,

so kehrt der Katholizismus zu den Quellen des Christentums zurück. Petrus, das erste von Christus eingesetzte Oberhaupt, stirbt nicht mehr, sondern erfährt in der Person seiner Nachfolger eine ununterbrochene Erneuerung, bis hin zum letzten Papst, der bestehen wird, solange die Welt besteht. Diese wunderbare Kontinuität und Einheit des Lebens ist das herausragende Charakteristikum, das selbst für den Laien die Größe und Göttlichkeit der katholischen Kirche bezeugt. Vollkommene Einheit in Zeit und Raum (Con i missionari in Cina, Bd. I, XIX).

In all seinen Schriften kam der Apostolische Delegat mehrmals auf das Thema der Einheit zwischen dem Papst und allen Katholiken, die über die ganze Welt verstreut sind, unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit, zurück und betonte, wie gerade diese Gemeinschaft die beste Garantie für einen Glauben sei, der von äußeren politischen Interessen befreit und fest in der lokalen Kultur und Gesellschaft verankert ist:

Der Papst ist das geistliche Oberhaupt aller Katholiken in der Welt, gleich welcher Nation sie angehören; aber dieser Gehorsam gegenüber dem Papst beeinträchtigt nicht nur nicht die Liebe, die jede Person ihrem Land schuldet, sondern reinigt und belebt sie. [...] Der Papst möchte, dass die chinesischen Katholiken ihr Land lieben und die besten unter seinen Bürgern sind. Der Papst liebt alle Nationen, wie Gott, dessen Repräsentant er ist; er liebt China, eure edle und große Nation, und stellt sie hinter keine andere zurück (Con i missionari in Cina, Bd. I, XIV).

Wie wir oben gesehen haben, beruhte die missionarische und diplomatische „Strategie“ Costantinis nicht nur auf der Inkulturation und der Indigenisierung, sondern auch auf einer zweiten Säule, nämlich der Notwendigkeit, dass der Heilige Stuhl und die chinesischen Autoritäten einen direkten Dialog miteinander aufnehmen. Bei verschiedenen Gelegenheiten wollte der Apostolische Delegat eine gewisse Distanz zu den ausländischen diplomatischen Vertretungen demonstrieren: Als er zum Beispiel seine Residenz zunächst in Hankou und dann in Peking errichtete, wollte er sie weit entfernt von den internationalen Gesandtschaften haben, um jedes mögliche Missverständnis über die Natur seiner Mission zu vermeiden. Er pflegte dazu häufige Kontakte und einen nutzbringenden Austausch mit den Ministern der ausländischen Mächte, achtete jedoch gleichzeitig darauf, dass sich sein Handeln von dem ihrigen unterschied: So weigerte er sich zum Beispiel bei verschiedenen Gelegenheiten, die guten Dienste von westlichen Repräsentanten in Anspruch zu nehmen, um bei den Autoritäten des Landes eingeführt zu werden, und zog es vor, vielmehr rein kirchliche Kanäle zu nutzen. Diese Haltung war sicherlich nicht von Gründen der Verachtung oder aufgrund falscher Illusionen über die größere Wirksamkeit der eigenen Mittel motiviert. Sie entsprang vielmehr der berechtigten Überzeugung, dass in China die Trennung der Missionsarbeit

von der internationalen Politik in Wirklichkeit der einzige Weg war, um sie zu schützen und ihre Authentizität und Fruchtbarkeit wiederherzustellen: Zu diesem Zweck war es daher unerlässlich, dass der Heilige Stuhl und die chinesische Regierung lernten, auf direktem Wege miteinander in Dialog zu treten, ohne Vermittlung und in dem notwendigen Bemühen um gegenseitige Offenheit. Nur auf diese Weise konnten gegenseitige Vorurteile überwunden werden, insbesondere diejenigen, die den vermeintlich politischen Charakter der katholischen Missionstätigkeit betrafen.

Costantinis Absichten waren selbst in ihrem innovativen Charakter tief in der Vorgeschichte verwurzelt: Sie waren in der Tat Teil einer langen Reihe von Versuchen, die bereits im 19. Jahrhundert ihren Ausgang nahmen und ein Bewusstsein offenbarten, das der Apostolische Stuhl schon vor langer Zeit erworben hatte. So wurde zum Beispiel ein erster Plan einer Synode zur Indigenisierung der chinesischen Kirche bereits 1849 in Angriff genommen, und zwar auf Anregung der Instruktion *Neminem profecto*, die vier Jahre zuvor von der Kongregation Propaganda Fide veröffentlicht worden war, um auf die dringliche Notwendigkeit zu reagieren, überall in der katholischen Welt einen autarken einheimischen Klerus zu schaffen. Dieser Plan blieb jedoch aufgrund des äußeren Drucks, dem die römische Kurie unterworfen war, ohne Folgen. Ebenso und aufgrund ähnlicher Motive sind auch verschiedene frühere Versuche des Heiligen Stuhls und Chinas, gegenseitige Beziehungen aufzubauen, gescheitert. Diesbezüglich können wir die 1860 von Luigi Celestino Spelta, dem damaligen Apostolischen Vikar von Hubei, angeführte Gesandtschaft nennen, die von Pius IX. den Auftrag erhalten hatte, Kaiser Tonghzhi [*sic!*] (sprich: Tung gè) in seinem Namen zu erreichen; die Pläne für neue Kontakte, die während des Ersten Vatikanischen Konzils entwickelt wurden, oder die von Leo XIII. im Jahr 1882 unternommenen Versuche. Und auch die Verhandlungen von 1886 mit der Ernennung von Msgr. Antonio Agliardi zum Apostolischen Nuntius in China, die kurz darauf wieder rückgängig gemacht werden mussten; oder die Verhandlungen von 1917, die zur Designierung eines weiteren päpstlichen Vertreters in Sinis führten – dieses Mal mit Erzbischof Giuseppe Petrelli –, die allerdings wiederum annulliert werden mussten. Die Zeit war eindeutig noch nicht reif, und der Druck seitens der Mächte erwies sich als entscheidend. Monsignore Costantini stellte sich idealerweise mit Demut und Entschlossenheit in den Dienst der Wiederherstellung der unterbrochenen historischen Prozesse.

Zum Abschluss dieses kurzen Exkurses möchte ich die Worte wiederholen, mit denen der Apostolische Delegat, der inzwischen für ein neues Amt nach Rom berufen worden war, von Peking Abschied nahm. Sie bezeugen den Geist, mit dem er seine Mission in diesem Land gelebt hatte:

Ich verließ die Apostolische Delegation am 26. Oktober 1930 um 16.00 Uhr. Bevor ich ins Auto stieg, ging ich einen Moment in die Kapelle und richtete das folgende demütige Gebet an den Herrn: ‚Ich danke Ihnen, mein Gott, für die Hilfe, die Sie mir während dieser acht Jahre meines Aufenthalts in China gewährt haben. Sie haben sich eines Instruments voll von Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten bedient. In Wahrheit wollten Sie mir zeigen, dass, wenn etwas für die Missionen getan wird, alles Ihnen gehört‘ (Con i missionari in Cina, Bd. II, XLIX).

Quelle: *Fides* 21.05.2024, www.fides.org/en/news/75008-VATICAN_Cardinal_Parolin_communion_is_the_best_guarantee_of_a_faith_free_from_external_political_interests. Übersetzt von Katharina Feith aus dem Englischen unter Zuhilfenahme des italienischen Originals.

Schlusswort Seiner Eminenz Kardinal Luis Antonio Tagle, Pro-Präfekt des Dikasteriums für die Evangelisierung, Sektion für die Erst- evangelisierung und die neuen Teilkirchen

Am Ende dieses Konferenztages über das Konzil von Shanghai 100 Jahre nach seiner Durchführung, so reich und voll von überraschenden Denkanstößen, glaube ich nicht, dass es möglich ist und vielleicht auch nicht sinnvoll wäre, Bilanz zu ziehen oder die Inhalte und behandelten Themen zusammenzufassen.

Wir haben verifiziert, dass das Konzil von Shanghai nicht in die Geschichte verbannt werden kann, als etwas fürs Archiv. Denn die Fragen, die es aufgeworfen hat, die Probleme, mit denen es sich befasste, und die Lösungen, die es vorgeschlagen hat, sind sozusagen auch heute noch von äußerster Aktualität, auch wenn wir die zeitbedingten Veränderungen in Betracht ziehen.

Es ist daher angemessen, dass der Vergleich und der Dialog bezüglich vieler der behandelten Themen offenbleiben, selbst bei der Vielzahl der unterschiedlichen Perspektiven, die auf dieser Konferenz zum Ausdruck kamen.

In meinem Vortrag versuche ich, einige der vielen Aspekte in Erinnerung zu rufen, die diese Synodenerfahrung immer noch voller Anregungen für die Gegenwart und Zukunft der Mission der Kirche auf ihrem Weg durch die Weltgeschichte und auch für die Gegenwart und Zukunft der katholischen Gemeinden Chinas macht.

A) Das Primum Concilium Sinense stellt eine Verwirklichung, eine fruchtbare Erfüllung des Aufrufs zur Synodalität dar, die unsere kirchliche Gegenwart kennzeichnet.

Bei der feierlichen Prozession, mit der das Konzil von Shanghai eröffnet wird, sind 45 Prälaten mit einer Mitra. Unter ihnen sind 17 Franzosen, 10 Italiener, 5 Spanier, 5 Belgier, 4 Holländer, 2 Deutsche und 2 Chinesen. Außer-

dem sind Augustinerpatres, Jesuiten, Lazzaristen, Dominikaner und Mitglieder von Missionsinstituten aus Paris, Mailand, Parma, Irland und den Vereinigten Staaten anwesend.

Der Apostolische Delegat Celso Costantini, der auf Ersuchen von Papst Pius XI. dem Konzil vorstand, zitierte in seiner Eröffnungsrede – wie uns [heute] Priester Anthony Chen Ruiqi in Erinnerung gerufen hat – Eusebius von Caesarea, um die synodale Versammlung von Shanghai mit dem Konzil von Nicäa zu vergleichen, auf dem „diejenigen, die weit entfernt waren, sich versammelt sahen“.

Costantini erklärte sodann, dass das Concilium Sinense die Zeit einer „chinesischen Palingene“ markiere.

Davon abgesehen ist es auch wahr, dass es noch nie in einem der sogenannten „Missionsländer“ eine solch umfassende und vielfältige kirchliche Versammlung gegeben hatte, was die kulturelle, nationale, sprachliche und kirchliche Provenienz der Konzilsväter betrifft.

Die Konzilsväter von Shanghai konnten es nicht wissen, aber ihr Konzil war in gewisser Weise eine Art Zweites Vatikanisches Konzil „Ante litteram“ auf chinesischem Boden. In Shanghai erschien die Synodalität nicht als eine sekundäre Dimension, sondern als eine konstitutive und unverzichtbare Dimension des kirchlichen Lebens.

Wie uns Papst Franziskus am 18. September 2021 in seiner Ansprache an die Diözese Rom sagte: „Wenn wir von der synodalen Kirche sprechen – wie uns die Apostelgeschichte lehrt –, müssen wir vermeiden, das als einen Titel unter anderen zu betrachten, als eine Anschauung mit Alternativen.“

Wie in Nicäa und wie auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil manifestierte sich die Synodalität in Shanghai nicht in allgemeinen Aufforderungen oder abstrakten Grundsatzklärungen, sondern in konkreten und gemeinsamen Entscheidungen zu Fragen von wirklichem Interesse.

In seinen Reden und in seinen Memoiren wiederholt Costantini, dass es das Ziel des Konzils war, die Kirche in China mit einem „Missionskodex“ für die Gegenwart und die Zukunft auszurüsten, in dessen Mittelpunkt – wie uns Gianni Valente [heute] in Erinnerung rief – die dringende Aufforderung steht, regelmäßig Synoden und Konzilien in den einzelnen Vikariaten, auf regionaler und allgemeiner Ebene, abzuhalten.

B) Das erste Concilium Sinense zeigt, wie die Sendung der Kirche die Würde der Völker und ihrer Kulturen schützt und fördert.

Maximum illud und das Konzil von Shanghai bekräftigen mit Entschlossenheit, dass die freudige Verkündigung des Evangeliums von der Kirche inmitten aller Völker und vor allen Völkern bezeugt wird, in Freundschaft und tiefer Sympathie gegenüber deren Erwartungen und Wünschen. Dies geschieht ohne Instrumente politischen, gesellschaftlichen oder kulturellen Drucks, um die eigene Vorherrschaft und Relevanz durchzusetzen.

Papst Benedikt XV. hatte die Missionare, die sich mehr für die Vergrößerung der Macht ihrer jeweiligen Herkunftsländer als für die „Ausbreitung des Gottesreiches“ einsetzten, als wahre „Plage des Apostolats“ gebrandmarkt. Die christliche Verkündigung – so wiederholte es *Maximum illud* – ist keinem Volk und keiner menschlichen Gemeinschaft von Natur aus „fremd“.

Heute haben wir gehört, dass viele Dekrete des Konzils von Shanghai darauf abzielen zu verhindern, dass das Christentum weiterhin als eine von anderen Zivilisationen aufgezwungene religiöse Ideologie oder eine Form des religiösen Imperialismus vorgestellt und wahrgenommen wird.

Dieses Bewusstsein ist bis zu uns gelangt.

Der heilige Johannes Paul II. schrieb in *Novo millennio ineunte*, dass das Christentum „auch das Angesicht der vielen Kulturen und Völker, in die es hineingegeben und verwurzelt wird“, trägt [Nr. 40]. Und Papst Franziskus bekräftigte in *Evangelii gaudium* Nr. 116, immer dann, „wenn eine Gemeinschaft die Verkündigung des Heils aufnimmt, befruchtet der Heilige Geist ihre Kultur mit der verwandelnden Kraft des Evangeliums“. Deshalb – so der Papst weiter – „verfügt das Christentum nicht über ein einziges kulturelles Modell“, und die Kirche nimmt in ihrer missionarischen Arbeit auch die Werte und positiven Formen auf, die von jeder Kultur und jedem Volk vorgeschlagen werden, „welche die Weise, das Evangelium zu verkünden, zu verstehen und zu leben, bereichern können“. Und „obwohl es zutrifft, dass einige Kulturen eng mit der Verkündigung des Evangeliums und mit der Entwicklung des christlichen Denkens verbunden waren, identifiziert sich die offenbarte Botschaft mit keiner von ihnen“, kann man bei der Evangelisierung „darauf verzichten, zusammen mit dem Angebot des Evangeliums eine bestimmte Kulturform durchsetzen zu wollen, so schön und alt sie auch sein mag“ (Nr. 117).

Deshalb, so unterstreicht Papst Franziskus (Nr. 118), können wir

nicht verlangen, dass alle Völker aller Kontinente in ihrem Ausdruck des christlichen Glaubens die Modalitäten nachahmen, die die europäischen Völker zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte angenommen haben, denn der Glaube kann nicht in die Grenzen des Verständnisses und der Ausdrucksweise einer besonderen Kultur eingeschlossen werden. Es ist unbestreitbar, dass eine einzige Kultur das Erlösungsgeheimnis Christi nicht erschöpfend darstellt.

Bereits auf dem Konzil von Shanghai erkannte Costantini in seiner missionarischen Sensibilität die Dringlichkeit der Anwendung dessen, was man als „Methode der Anpassung“ bezeichnen kann. Sie berücksichtigte die kulturelle und auch politische Realität Chinas, das sich damals mitten im Umbruch befand und voller Unbekannter war, und erkannte die Notwendigkeit, sich von dem zu befreien, was die Gelehrten Costantinis als „Okkzidentalismus“

bezeichneten, d.h. „die Neigung, alle kulturellen Hüllen des westlichen Christentums auf die neuen Kirchen zu übertragen, die unter den außereuropäischen Völkern entstanden“.

Gerade die Leidenschaft für die Verkündigung des Evangeliums führte zu der Erkenntnis, dass in der Zeit vor diesem Konzil falsche Wege eingeschlagen worden waren.

Die oft erlebte Verwechslung von missionarischen Werken und kolonialistischen Strategien der westlichen Mächte war der Mission abträglich.

Alles, was dazu beitrug, das Christentum als ein religiöses Banner auswärtiger Politik und Interessen zu identifizieren, schürte Misstrauen, Feindseligkeit und sogar Hass gegenüber der Kirche und den Missionaren.

Die Arbeiten und Dokumente des Konzils von Shanghai sind – wie wir heute von mehreren Rednern gehört haben – von einem ständigen Bemühen um Offenheit gegenüber den Werten der chinesischen Kultur und Gesellschaft durchzogen.

Die Unterscheidung zwischen der Verkündigung des Evangeliums und den kulturellen Formen, in denen diese geschieht, zusammen mit der Offenheit, die kulturellen Traditionen der verschiedenen Völker wertzuschätzen und zu hüten, haben die kirchliche Erneuerung des Zweiten Vatikanischen Konzils geprägt.

Heute, da sich die geografischen Entfernungen zwischen den Völkern relativiert haben, muss sich dieses Orientierungsmerkmal neuen Entwicklungen wie der sogenannten „Hybridisierung der Kulturen“ stellen. Die unterschiedlichen kulturellen, gesellschaftlichen, ethnischen und religiösen Traditionen und Zugehörigkeiten dürfen nämlich nicht als identitäre Flagge gegen die Homologisierungstendenzen der Globalisierung eingesetzt werden und zum Nährboden grausamer Konflikte werden.

Die Erfahrung des Konzils von Shanghai und dann des Zweiten Vatikanischen Konzils zeigen andere Wege auf, nämlich die Möglichkeit, dass sich die kulturellen Traditionen nicht in sich selbst verschließen, in unbeugsamer Opposition zu den anderen, sondern offenbleiben für die Begegnung, den Austausch und ein Voneinander-Lernen auf eine Bereicherung zum Nutzen der gesamten Bevölkerung und nicht nur qualifizierter Eliten hin.

„Homo sum; humani nihil alienum a me puto.“ Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches, denk ich, ist mir fremd. Dieser berühmte Satz des römischen Schriftstellers Terenz bezieht sich auf den weiten, umfassenden Horizont, wo die [verschiedenen] Identitäten im gegenseitigen Austausch Bereicherung anbieten und finden können, zum Nutzen aller und der gesamten Menschheitsfamilie.

Es ist dies der Horizont der universalen Brüderlichkeit, auf den auch Papst Franziskus im Dokument von Abu Dhabi und in der Enzyklika *Fratelli tutti* hingewiesen hat. Dieser löscht die kulturellen Identitäten und Traditionen, ihre möglichen Begegnungen und ihre mögliche „Kontamination“ nicht aus, sondern umarmt sie. Außerhalb dieses

Horizonts, dieser universalen Offenheit können selbst die heutigen Forderungen nach „Indigenisierung“ oder lokalen Besonderheiten zu Formen der Selbstabschottung, zu dialogunfähigen Introvertierungen und damit langfristig zu sterilen und nutzlosen narzisstischen Rückzügen verkommen. In der Tat ist jede wahre kulturelle Identität immer in Bewegung!

C) Die Frucht der Evangelisierung: eine echte Ortskirche in Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom und den anderen Ortskirchen

Zur Zeit des Konzils von Shanghai wurde die Dringlichkeit, Sackgassen zu verlassen und einen Neubeginn des missionarischen Werkes zu begünstigen, nicht – wie uns Kardinal Parolin erinnerte – zu einer Anklage an die Geschichte und die Geschichte der Missionen.

Wie bekannt ist, gab es in bestimmten Missionskreisen Unmut und Kritik am Konzil von Shanghai, wie es auch beim Apostolischen Schreiben *Maximum illud* der Fall gewesen war, dem Undankbarkeit gegenüber der Arbeit der Missionare vorgeworfen wurde.

Aber dies war nicht der Fall. In der Tat wurden im Lehramt jener Jahre und in den Bestimmungen des Konzils von Shanghai das heilige Leben und der selbstlose apostolische Einsatz so vieler Missionare stets als wesentliche Elemente der Evangelisierung anerkannt. Man fügte vielmehr hinzu, dass ihre Erfüllung im Aufblühen der Ortskirchen bestehen sollte, mit chinesischen Bischöfen und Priestern, denen die Leitung der lokalen Gemeinschaften anvertraut werden sollte, wie es in der gesamten Geschichte der Kirche geschehen war.

So sollte eine chinesische und missionarische Kirche entstehen. Eine Kirche, die ihre eigene Physiognomie und autochthone Identität nicht als Rückzug in sich selbst oder als autoreferenzielles Verschließen lebt, sondern immer in Offenheit für die Universalkirche und die anderen Ortskirchen. Eine Öffnung, die vom Heiligen Geist in Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom, dem Nachfolger Petri, bewahrt und garantiert wird. In diesem Licht sollte auch die beharrliche Aufforderung des Konzils nach einer notwendigen baldigen Stärkung der Rolle des einheimischen Klerus betrachtet werden; die einheimischen Priester sollten von keiner Verantwortung ausgeschlossen werden. Dabei ging es nicht darum, ein neues Machtgleichgewicht zwischen den Missionaren und den chinesischen Priestern zu schaffen, und auch nicht um taktische Gründe bzw. darum, dem wachsenden chinesischen Nationalismus entgegenzuwirken. Vielmehr bestand die Hoffnung, dass die von den Missionaren gesäte Saat von Priestern und Seelsorgern, die dem chinesischen Volk angehören, fruchtbar gemacht werden konnte und dass – wie Papst Franziskus uns in seiner Botschaft erinnerte – die Verkündigung des Heils die Menschen und Gemeinschaften erreichte, indem deren „Muttersprache“ gesprochen wurde.

D) Celso Costantini, eine prophetische Gestalt in den Fußstapfen von Matteo Ricci

Zum Schluss möchte ich noch ein paar Worte dem Mann widmen, der menschlich gesehen der Regisseur des Konzils von Shanghai war: Erzbischof Celso Costantini, päpstlicher Delegat und päpstlicher Legat beim Konzil.

Alle haben bereits über ihn gesprochen, insbesondere Kardinal Pietro Parolin und Professor Liu Guopeng.

Der Apostolische Delegat Celso Costantini kam, als er China verließ, zur Arbeit in unser Dikasterium, die Propaganda Fide. Er wurde Sekretär des Missionsdikasteriums und später auch Kardinal.

Dieser Diener der Kirche interpretierte – wie bereits betont – die Anwesenheit von Missionsbischöfen aus der ganzen Welt auf dem Konzil von Shanghai als ein Zeichen dafür, dass alle Kirchen der Welt an dem, was mit den Katholiken in China geschah, interessiert waren und sich liebevoll für sie einsetzten.

Der Weg der Kirche – wie der Papst in seiner Videobotschaft sagte – ging und geht unvorhersehbare Wege; Zeiten, in denen wir „das Brot der Bedrängnis und das Wasser der Trübsal“ schmecken können, von denen der Prophet Jesaja spricht.

Ich glaube, Costantini und viele andere Väter des Konzils von Shanghai würden mit Zufriedenheit feststellen, dass die Gemeinschaft der getauften Katholiken in China heute voll und ganz katholisch und voll und ganz chinesisch ist.

Sie würden sich auch über die Zuneigung und den kreativen Eifer freuen, mit denen so viele chinesische katholische Gemeinschaften den Empfehlungen und pastoralen Weisungen folgen, die sie von der Kirche von Rom und ihrem Bischof, dem Nachfolger des Apostels Petrus, erhalten.

In Kontinuität mit Kardinal Costantini liegt auch uns im Dikasterium für die Evangelisierung wirklich alles am Herzen, was unsere chinesischen Brüder und Schwestern betrifft, und wir nehmen wahr, dass die Ereignisse [in ihrem Leben] der gesamten Weltkirche etwas Wichtiges zu zeigen und mit ihr zu teilen haben.

Es mag Probleme, Missverständnisse und Zwischenfälle geben, aber es gibt nie eine Lauheit oder Gleichgültigkeit gegenüber dem Weg der katholischen Kirche in China.

Heute ist auch unser Bruder Bischof Joseph Shen Bin hier bei uns in Rom. Diejenigen, die die Ereignisse der Kirche in China und ihre Geschichte verfolgt haben, wissen, was dies alles bedeutet.

Wir danken dem Herrn, der diesen Weg auch in Prüfungen geschützt und umarmt hat.

Quelle: *Fides* 21.05.2024, www.fides.org/de/news/75009-VATIKAN_Kardinal_Tagle_Der_Neuangfang_des_Konzils_von_Shanghai_und_die_Mission_der_Kirche_heute. Übersetzt von Katharina Feith aus dem Englischen unter Zuhilfenahme des italienischen Originals.